



Josef Ackermann, 2012 noch Chef der Deutschen Bank, mit maskiertem Kapitalismus-Kritiker

Foto: dpa/Archiv

Feindbild mit Tigerlächeln

KONGRESS Josef Ackermann trifft in Köln auf seinen Lehrer Hans-Christoph Binswanger

VON JOACHIM FRANK

Von Zeit zu Zeit seh' ich den Alten gern. Nein, so despektierlich wie Mephisto über Gott, den Herrn, würde sich Josef Ackermann nie über seinen akademischen Lehrer auslassen. Schon gar nicht, wenn er gemeinsam mit Hans Christoph Binswanger, einem Nestor der Volkswirtschaftslehre, auf einem Podium sitzt. Aber er treffe sich, berichtet der ehemalige Deutsche-Bank-Chef in Köln, schon „hin und wieder gern“ mit dem Herrn Professor, denn „je älter man wird, desto mehr hat man das Anliegen, die Dinge zu verstehen“.

Die Dinge – das sind Finanz- und Kreditwirtschaft, Staatskrisen und deren Lösung. Schwierige Probleme mithin, für die es – da sind sich Lehrer und Schüler einig

„Griechenlands Schulden seien kein großes Problem, sagt Josef Ackermann

– weder monokausale Erklärungen noch einfache Lösungen gibt. „Die Dinge sind komplex“, dieser Satz fällt mehrfach in dem 90-minütigen Gespräch. Gleich zu Beginn räumt der Moderator, Christoph Fleischmann, alle etwaigen Erwartungen der knapp 150 Zuhörer ab, Ackermann werde sich zu den Kalamitäten seines früheren Instituts und seiner Nachfolger, Jürgen Fitschen und Anshu Jain, äußern. Der Ex-Banker, dessen Augen ruhelos hin und her wandeln, zieht dazu die Mundwinkel nach oben und bleckt die Zähne. Mit dem Lächeln des Tigers quittiert er auch das allfällige Stichwort „Peanuts“, das ihm auf seine Bemerkung entgegnet, Griechenlands Schulden seien „gar kein großes Problem“. Athens Schwierigkeit liege vielmehr in der mangelnden Wettbewerbsfähigkeit der griechischen Wirtschaft und in der Unmöglichkeit, innerhalb des Euro-Systems durch Abwertung der eigenen Währung darauf reagieren zu können. Binswanger weicht einer Stellungnahme zu diesen aktuellen Fragen aus. „Zu Griechenland möchte ich nichts sagen. Das wäre im Vergleich etwas belanglos, denn Herr Ackermann weiß da viel besser

Bescheid.“ Sagt's und verzieht keine Miene.

Überhaupt ist das nichtverbale Nebeneinander von Lehrer und Schüler ausgesprochen sehenswert. Der 85 Jahre alte Binswanger, mit an Albert Einstein erinnerndem Struwelhaar und einem viel zu weiten, ausgebeulten Jackett, sitzt ein wenig schlaff in seinem Sessel. Meist schaut er stoisch-grimmig in die Tiefe des Raums, wird aber putzmunter, sobald er sich in die Sphären der Nationalökonomie und deren Feinheiten begibt. Ackermann dagegen – braun gebrannt, das grau melierte Haar streng gescheitelt – trägt dunkelblaues Tuch mit taubenblauer Krawatte, schlägt die Beine übereinander, faltet die Hände über den Knien und verharrt in dieser Position vom Anfang bis zum Ende – stets distinguiert, ganz gentlemanlike. Auch da, wo er sich mit seinem Lehrer uneins ist.

Binswangers Credo lautet: Das Wachstum auf jenes Minimum begrenzen, das für ein Funktionieren der Marktwirtschaft erforderlich ist. „Die Unternehmen müssen einen gewissen Gewinn erwarten dürfen, der das Risiko ihrer Investitionen abdeckt.“ Auf Basis dieser Annahme hat der emeritierte Sankt Galler Professor die nach ihm benannte Binswanger-Konstante entwickelt, die ein globales Wirtschaftswachstum von 1,8 Prozent postuliert. Alles, was darüber hinausgeht, führe zu Verschwen-

nung und zum Raubbau an den natürlichen Ressourcen. „Darüber könnte ich jetzt ein ganzes Semester lang reden“, sagt Binswanger. Das glaubt man ihm sofort. Außerdem moniert er, dass die Zentralbanken heute Schulden auf sich nehmen, die sie nicht mehr mit Gold und Silber einlösen müssen. Eine solche Schuld aber „kann man unendlich vermehren“. Dem will Binswanger mit Auflagen begegnen. Zur Lösung der aktuellen Krise schlägt er vor, die Kreditvergabe und die zirkulierende Geldmenge durch die Zentralbanken zu begrenzen und zu kontrollieren.

Das schmeckt seinem Gegenüber nicht sonderlich. „Ich bin jemand, der sehr, sehr daran glaubt, dass der Markt immer die bessere Lösung findet als irgendwelche Zentralbankdirektoren“, sagt Josef Ackermann und erntet dafür ein vernehmliches Grummeln seines Lehrers.

Mit Begriffen wie „Glauben“ oder „Unendlichkeit“ ist dann irgendwann auch der Bezug zum Thema des Kongresses „Ihr aber glaubt. Über Religion und Wachstumsdenken“ erreicht, den der Journalist Dirk Pilz von der „Berliner Zeitung“ ausnehmend klug und inspirierend kuratiert hat. Für Binswanger hat die Vorstellung, dass es auf ewig keinen Abbruch des Wachstums geben dürfe, weil sonst die Wirtschaft zusammenbräche, eindeutig religiösen Charakter. Aber: „Die Religion hat

den Ewigkeitswert im Jenseits; unser Problem heute ist, dass wir den Ewigkeitswert ins Diesseits verlagert haben.“ Schon in seiner luziden Interpretation von Goethes „Faust II“ hat Binswanger diese Erkenntnis als Menetekel der Ökonomie präsentiert – und dafür am Ende mehr Respekt von Germanisten geerntet als von den Vertretern der eigenen Zunft.

Es geht schon fast in die Schlusskurve des Abends, als der Moderator, selbst Theologe mit ökonomischer Expertise, Ackermann persönlich aus der Reserve

„Binswangers Vorschläge zur Krise schmecken seinem Schüler nicht besonders

lockt: Ob sich seine Einstellung zum Geld mit den Jahren verändert habe, will Fleischmann wissen. Ackermann lacht und lacht wieder und lacht noch einmal. Nach dieser Kunstpause spricht er von seiner Herkunft aus mittelständischen Verhältnissen, wo das Geld für eine Aufsteiger-Perspektive „wahrscheinlich schon sehr wichtig gewesen“ sei. Aber nicht seine persönliche Triebfeder. „Morgens mit dem Gefühl aufzuwachen, ich kann etwas bewegen, war mir immer wichtiger als Geld.“ Die Leute, fügt er hinzu, seien enttäuscht, wenn sie ihn mal in seinem privaten Umfeld erlebten: keine Helikopter, keine Jachten. Eigentlich alles normal.

Und auch wenn für die Wirtschaft der von klassischen Ökonomen sträflich vernachlässigte Grundsatz gelte, „money matters“, aufs Geld kommt's an – im Zwischenmenschlichen zählen andere Werte. „Die Menschen dürsten nicht nach Golfturnieren und Oldtimer-Rallyes, sondern nach guten Gesprächen“, sagt Ackermann. „Und obwohl ich für viele der Buhmann war, habe ich nie Aggressivität erlebt, sondern Menschen mit ihren Fragen und Sorgen.“ Als Binswanger daraufhin die Pointe des Goethe-Märchens von der grünen Schlange und der schönen Linie zitiert, da sind die beiden am Ende wieder ganz eins: „Was ist groß? Das Geld. Was ist größer? Das Licht. Was ist das Größte? Das Gespräch.“

„Etwas kann legal sein und doch ungerecht“

Der Philosoph Thomas Pogge über unseren zynischen Umgang mit dem Klimawandel

Herr Pogge, ist ein Hedonist verpflichtet, etwas gegen den Klimawandel zu tun?

Als Hedonist wohl eher nicht. Wenn man die eigene Bequemlichkeit maximieren möchte, kann man das wahrscheinlich tun, ohne sich groß anzustrengen. Und das tun auch viele der Menschen, die in Banken und großen Firmen arbeiten. Sie sagen sich: „Ich habe viel Geld und wenn es durch den Klimawandel notwendig werden sollte, kann ich leicht umziehen. In meiner Lebenszeit ist das kein Problem.“

Sind also diejenigen, die nichts gegen den Klimawandel unternehmen, Hedonisten?

Vielleicht nicht explizit, implizit schon recht häufig. Ich kenne eine ganze Reihe von Leuten, die relativ reich sind in den Vereinigten Staaten. Da ist diese Haltung recht weit verbreitet, in der Nachfolge von der Schriftstellerin Ayn Rand (1905–1982), die sagt, dass es kulturell ganz wunderbar ist, wenn Menschen so leben, wie sie leben möchten, und sich damit durchset-

„Beim Autofahren überwiegt der Schaden den individuellen Nutzen

zen. Es hat ein bisschen etwas mit Nietzsche gemein. Ayn Rand hat ja unter anderem auch den US-Philosophen Robert Nozick sehr beeindruckt. Im kulturellen Geist der USA ist immer noch ein Stück dieses Randismus enthalten.

Wenn man die Haltung zum Klimawandel von philosophischen Positionen aus betrachtet: Gebietet uns der kategorische Imperativ von Kant, etwas gegen den Klimawandel zu tun?

Wir verletzen die fundamentalen und vitalen Interessen von Menschen dadurch, dass wir für die Veränderung des Klimas mitverantwortlich sind. Wir handeln hier nach Maximen, die nicht verallgemeinerbar sind, nicht jeder kann in gleicher Weise einen Vorteil ziehen aus der Atmosphäre, in die man Schadstoffe einleiten kann. Wenn alle versuchten, große Schadstoffmengen so zu entsorgen, dann würde keiner sie wirklich los. Genauso wie nicht alle erfolgreich versuchen können, je einen Quadratkilometer Land an sich zu nehmen. Die Maxime solcher Handlungen ist also nicht verallgemeinerbar.

Wie würde sich denn jemand, der eine Nutzenmaximierung für die meistmöglichen anstrebt, also ein Utilitarist, verhalten?

Utilitaristen würden unsere Klimapflichten anders begründen: Der Gesamtschaden, den ein Einzeler mit seinen Treibhausgasemissionen anrichtet, ist größer als sein persönlicher Nutzen. Zwar sind die Schäden, die ich anderen durch meine Autofahrt zufüge, äußerst gering relativ zu meinem Nutzen, aber weil Milliarden geschädigt werden, überwiegt am Ende doch der Schaden.

Verursacher und Leidtragende des Klimawandels sind nicht identisch. Was sagt die Moralphilosophie zu dieser Asymmetrie?

Der ganze Punkt der Moral ist, dass man die Interessen anderer Menschen ernst nehmen muss und sie nicht schädigen darf. Wenn man es utilitaristisch betrachtet, muss man es von einem imperso-

Zur Person



Thomas Pogge
Foto: Archiv

Thomas Pogge (geb. 1953) ist Direktor des Global Justice Program der Universität Yale und beschäftigt sich vor allem mit dem Problem der internationalen Gerechtigkeit.

Am heutigen Montag hält Thomas Pogge im Rahmen des Ethik-Forums Köln an der Universität zu Köln, Hörsaal XIII (Hauptgebäude), um 12 Uhr einen Vortrag über „Nachhaltige Entwicklungsziele“. Um 17 Uhr im Hörsaal C (Hörsaalgebäude) spricht er auf Einladung der Kölner Oikos-Gruppe über die rechtlichen Klimapflichten der Staaten. (ksta)

nalen Standpunkt aus betrachten: Wenn ich ein guter Mensch bin und mir die Welt von oben anschau, muss ich die Interessen derer, die unter meinem Handeln leiden, genauso ernst nehmen, wie meine eignen Interessen.

Wichtig ist der Aspekt der Generationengerechtigkeit. Wir verderben unseren Nachfolgern die Umwelt.

Wenn wir moralisch denken und den Interessen anderer Menschen das gleiche Gewicht zusprechen wie unseren eigenen, dann sind unsere Verpflichtungen gegenüber unseren Mitmenschen in derselben Generation relativ klar. Ich kann nicht einfach etwas tun, was mir einen kleinen Nutzen bringt und anderen einen großen Schaden. Diesen Standpunkt kann man auch intergenerationell einnehmen. Allerdings ist es ein wenig schwieriger, weil diese anderen Menschen noch nicht existieren. Es kann ja sein, dass die zukünftigen Generationen, die wir vor dem Klimawandel schützen wollen, gar nicht existieren werden. Zusätzlich ist zu bedenken, dass unsere Entscheidungen die Identität zukünftiger Menschen beeinflussen. Manche glauben, dass von unseren Emissionen geschädigte zukünftige Menschen sich darüber nicht plausibel beklagen können; denn, hätten wir diese Emissionen unterlassen, wären an ihrer statt andere Menschen geboren worden.

Kann man dem Staat neben rechtlichen auch mit moralischen Kategorien zu Leibe rücken?

Ich würde sagen, auch mit moralischen. Ich sehe kein Problem darin zu sagen, dass der Krieg, den die USA in Vietnam geführt haben, ein unmoralischer Krieg war und dieser Staat moralisch verpflichtet war, diesen Krieg nicht zu führen und sich vieler der Mittel zu enthalten, die er in diesem Krieg angewandt hat. Die moralische Kritik am Staat ist dann letztlich moralische Kritik an seinen relevanten Entscheidungen und Entscheidungsträgern: an Entscheidungsträgern des Kongresses oder des Präsidenten oder der militärischen Befehlshaber. Diese Dimension moralischer Beurteilung brauchen wir unbedingt, denn, wenn das Recht korrupt ist, können ja auch legale Entscheidungen im höchsten Grade ungerecht sein.

Das Gespräch führte Michael Hesse